

Eine nackte Frau liegt auf einem Bett oder einem Sofa, mit einem leicht spöttischen Gesichtsausdruck um den geschlossenen Mund, großen, dunklen Augen mit scharf konturierten Brauen und einer langen schiefen Nase, die zu ihrer übertrieben ovalen Gesichtsförm passt. Die schmale Form wird durch den Rahmen aus dunklen Haaren auf beiden Seiten noch betont. Ihre komplett nackte Haut schimmert rötlich-braun, nur das blaue Kissen bringt einen anderen Farbton ins Bild neben dem braunen Vorhang im Hintergrund und der roten Liege, auf der sie sich ausgestreckt hat. Hüften und Schenkel sind deutlich breiter und rund und auch ihre Brüste sind ziemlich üppig und wunderschön. Eine Hand, die an einem viel zu langen, dünnen Arm aus dem Nichts hinter ihrem Rücken kommt, hält sie schützend vor sich zwischen die Schenkel, wie ein Fußballspieler, der beim Freistoß in der Mauer steht. Ein Bein hat sie angewinkelt, eines ausgestreckt und mit der rechten Hand scheint sie jemanden zu sich zu winken, man sieht noch, wie der Zeigefinger abgespreizt ist. Sie schaut mir direkt in die Augen. Der Mund ist geschlossen, aber ihre Mandelaugen und ihr Finger und ihre ganze Haltung sagen: „Komm. Leg dich zu mir!“ Das Bild gefällt mir. Ein typischer Modigliani. Ich mag Modigliani. Modis Frauen sehen alle gleich aus, immer der selbe Typ mit dem langen, ovalen Gesicht, dem schmalen Oberkörper und den breiten Hüften, so dass jeder, der nur ein bisschen Ahnung hat, sie sofort erkennt. Inzwischen sogar ich. (S.1)

(...)

Das alles geht so schnell, dass richtig und falsch, gut und böse, links oder rechts rum einfach keine Fragen sind wie sonst, nur Antworten, die auf einem Bildschirm eingeblendet werden, nachdem sie schon passiert sind. Annika sagt noch so etwas wie „Passt auf euch auf“ und hätte uns bestimmt ein Küsschen gegeben, wenn wir nicht schon längst weg gewesen wären. Im nächsten Augenblick sind wir fast auf der Treppe. Auf dem Weg nach unten überlege ich mir, ob wir uns in der Speisekammer verstecken sollen, aber dann sitzen wir schon wieder in einer Falle. Und diesmal könnten wir nicht über das Dach abhauen. Trotzdem greife ich nach Milas Hand, als wir unten ankommen, und ziehe sie nach links in die Küche. Dort gibt es eine extra Tür, das ist eine Chance.

In der Küche ist niemand. Natürlich nicht, um diese Zeit. Auch ohne Licht anzumachen, finden wir den Weg. Neben der Tür hängt der Schlüssel an einem Brett mit drei Haken. Mila schließt nervös, aber leise auf. Am zweiten Haken hängt ein Riesenschlüssel,

mindestens fünfhundert Jahre alt. Sieht aus wie wenn er zum Schloss für das Verlies einer Ritterburg gehören würde. Am dritten Haken hängt ein kleiner, langer Schlüssel und ich weiß im selben Augenblick, was das bedeutet.

Mila starrt mich böse an, weil sie nicht versteht, wieso ich mich jetzt um diesen Schlüssel kümmern muss. Vielleicht habe ich auch etwas gesagt, ohne es zu merken? Egal, die Tür geht auf und vorsichtig stecken wir unsere Köpfe ins Freie, wo es dunkel und einsam ist.

Das grüne Mofa steht direkt vor der Tür und sieht im Dunkeln gar nicht grün aus. Nur uralt und völlig verrostet und ich würde meinen, es wäre absolut nutzlos, wenn ich nicht die Köchin damit hätte fahren sehen. Mila will sich zum Tor schleichen, aber ich bremsen sie und zeige auf das Gefährt. Sie schaut mich an wie einen Triebtäter. Ich zeige ihr kurz den Schlüssel und finde tatsächlich das Schloss, obwohl ich noch nie mit so einer Mühle gefahren bin. Natürlich bin ich nicht so blöd, den Motor zu starten. Dazu müssen wir erst in sicherer Entfernung sein. Ich drehe den Schlüssel nur so weit, bis es leise klickt und der Lenker sich bewegen lässt. Mila streckt einen Daumen in die Luft und ich antworte mit dem Victory-Zeichen. Das Mofa quietscht nur leicht beim Schieben und ist nicht besonders schwer, Mila trägt das Bild. Wir hasten durch das Tor und erst dort drehe ich mich noch einmal um. Alles dunkel und ruhig auf dieser Seite. Ich nicke Mila zu und schiebe noch bis zur nächsten Ecke. Dort bleibe ich stehen und schaue auf das Teil in meinen Händen. Es sieht immer noch gleich heruntergekommen und schrottig aus wie vorher, da ist unterwegs nichts passiert.

„Bist du überhaupt schon einmal mit so einem Ding gefahren?“

Ich schüttle den Kopf.

„Halt mal!“ Mila gibt mir das Bild, schnappt sich den Lenker und schwingt ein Bein über den Sattel. Sie dreht den Schlüssel vollends um und ich warte darauf, dass der Motor jetzt angeht, wie bei einem Auto. Nichts passiert. Mila scheint das nicht zu wundern, sie sucht mit ihrem Fuß nach einem Hebel und tritt plötzlich heftig darauf. Es knattert, aber sonst passiert nichts. Na klar, der Kickstarter. Ich wusste, dass es so etwas gibt. Damit zu tun hatte ich aber im Leben noch nie.

Mila braucht noch fünf Versuche. Ich finde das mit dem Mofa schon längst keine gute Idee mehr, aber was sollen wir sonst tun? Beim sechsten oder siebten Mal ist das Knattern lauter als sonst und geht in ein Brummen über, das nicht mehr aufhört.

Mila strahlt mich an. „Los, aufsteigen!“

Die Sitzbank reicht für eineinhalb Personen. Und das Bild? Ich klemme es hochkant zwischen uns, schlinge beide Arme um Milas Bauch und klammere mich fest. Mila gibt ein paar mal Gas, ohne dass sich etwas bewegt, dann kuppelt sie ein und die Kiste stottert mit einem solchen Satz los, dass ich beinahe abgeworfen worden wäre. Nach zwei, drei Hüpfen nehmen wir Fahrt auf und werden langsam schneller, mindestens so schnell wie ein Skateboard beim Bergauffahren. Das ist nicht gerade eine wilde Flucht. Die Szene könnte komplett ohne Stuntman gedreht werden. Ob uns jemand verfolgt, lässt sich nicht sagen. Ich kann mich auf keinen Fall umdrehen, dafür sitze ich viel zu wackelig; mit jedem Schlagloch rutsche ich sowieso schon nach hinten und muss mich dann wieder an Mila heranarbeiten. Die Kiste macht so einen Krach, dass auch ein Hubschrauber unbemerkt neben uns landen könnte. Im Fahrtwind wird es allmählich kalt, obwohl die Nacht so warm ist wie sonst. Ich nutze den Windschatten voll aus und kuschle mich mit dem Kopf an Milas Nacken, zugleich drücke ich mich unten so fest an sie, wie das geht, wenn zwischen einem ein Gemälde auf einem Keilrahmen ist. Wäre das ein echter Modigliani, würde man mich dafür hinrichten, wie ich mit dem Bild umgehe. Aber das ist kein echter Modigliani. Eintausendeinhundert Prozent.

Wir brummen durch die Nacht und ich kann nur wenig erkennen; der Scheinwerfer des Mofas leuchtet nach vorne, hinter Milas Rücken kommt nicht mehr viel von dem Licht an, ich habe keine Ahnung, wohin wir fahren, und langsam fängt es an, Spaß zu machen. Wenn uns jemand folgen würde, hätte ich das garantiert schon bemerkt. Die würden ja kaum ohne Licht durch die Nacht rasen. Obwohl, in einem Mercedes käme einem unsere Geschwindigkeit wahrscheinlich wie ein Spaziergang vor, allenfalls ein gemächliches Joggen. Hinten auf dem Stolz der Köchin ist es wie eine Fahrt im Windkanal. Wir hätten keine Chance, sie abzuhängen.

Neben uns die Felder lassen sich nur erahnen, auch wenn ich von den bisherigen Ausflügen her genau weiß, dass sie da sind und dass es hier sonst nichts gibt. Gerade so gut könnten wir in einer Schlucht unterwegs sein, der Weg auf beiden Seiten von hohen Bergen gesäumt, die in der Dunkelheit genauso unsichtbar wären wie die Ebene, die beim letzten Mal, als ich hier in einem Bus entlang gefahren bin, noch da gewesen ist. Wir brauchen ewig, bis wir die Kreuzung erreicht haben, an der es rechts zum Bahnhof geht und links zu den wenigen Häusern, die gerne ein Dorf wären. Dort gibt es nicht einmal einen Laden oder ein Café oder sonst irgend etwas. Pickel hat vor ein paar Tagen einen Ausflug dorthin gemacht, weil er unbedingt Kekse oder Chips kaufen wollte und nicht

glauben konnte, dass nicht wenigstens eine Tankstelle oder so etwas aufzutreiben sein müsste. Er war bestimmt drei Stunden weg und total angepisst, weil dort gar nichts war. Mila brettert trotzdem einfach weiter nach links, und sie hat ja recht, denn wir können wohl schlecht auf einen Zug warten, mitten in der Nacht.

Auf der größeren Straße geht es besser, hier gibt es kaum noch Schlaglöcher und an das Dröhnen habe ich mich allmählich gewöhnt. Ich muss nur aufpassen, dass ich nicht abrutsche, und klammere mich weiterhin fest an Mila, die lässig wie eine Testpilotin in der Spielstraße durch die Dunkelheit steuert. Zugleich klemme ich das Bild so gut es geht zwischen uns.

Das erste Haus taucht für mich auf wie aus dem Nichts, als wir schon daran vorbei fahren. Mila wird langsamer und scheint etwas zu suchen. Drei, vier weitere Häuser lassen wir noch hinter uns, schließlich hält sie tatsächlich an und ich werde mit einem kleinen Ruck noch weiter auf sie geschoben, der Pseudo-Modigliani drückt sich in meinen Bauch und ihr in den Rücken. Sie fängt uns mit beiden Beinen ab und ich gleite herunter. Mila wird schon einen Grund haben anzuhalten, auch wenn jeden Augenblick ein schwarzer Mercedes hier auftauchen könnte. Selbst wenn die noch ein Bierchen getrunken haben, bevor sie losgefahren sind, könnten sie längst hier sein, da mache ich mir keine Illusionen.

„Was machen wir hier?“ Ich flüstere, obwohl wir wohl kaum jemanden wecken würden, der von dem Krach der grünen Mühle nicht aufgewacht ist.

Mila zeigt entspannt auf den Eingang vor uns.

*Police*. Das Schild sieht aus wie vom Flohmarkt. Hier soll es einen Polizeiposten geben?

„Woher hast du das gewusst?“ Ich kann es echt nicht glauben, dass Mila direkt hierher gefahren ist.

Sie zuckt nur die Achseln. „Hab ich neulich beim Vorbeifahren gesehen.“

Wir gehen beide auf die Tür zu und suchen nach einer Klingel. Es ist komplett dunkel hier und wirkt, ehrlich gesagt, nicht so, als sei in den letzten fünf Jahren jemand in der Nähe gewesen. Mila zieht ihr Handy heraus, um den Eingang abzuleuchten, aber da ist gar nichts, außer einem Schild mit den Öffnungszeiten. *Lundi à Mercredi, 9-11 h*. Na prima, wenn außerhalb dieser Zeit ein Verbrechen geschieht: Legen Sie sich auf den Boden und warten Sie, bis das Wochenende vorbei ist, oder schicken Sie den Einbrecher in die nächste Großstadt! Wir haben direkt Glück, dass wir bloß acht Stunden oder so warten müssen.

„Wie viel Uhr ist es eigentlich?“

Mila schaut kurz auf ihr Handy. „Halb eins. Und was machen wir so lange?“

Bevor ich dazu komme, zu antworten, hören wir ein Motorengeräusch. Verdammt. Was ist, wenn Sie uns hier finden? Wir schauen uns kurz an und fangen an zu laufen. Hinter dem Haus kann uns von der Straße aus keiner sehen, und woher sollten sie wissen, dass wir ausgerechnet hier angehalten haben. Erst als wir in Deckung sind und das Geräusch immer näher kommt, fällt mir das Mofa ein. Wir haben es einfach vorne stehen lassen. Genau so gut hätten wir ein Schild aufstellen können, wo wir uns versteckt haben.

Das Auto ist gleich da, allerdings wird es nicht langsamer und hält auch nicht mit quietschenden Bremsen an, sondern fährt einfach vorbei.

Aufatmen. Ich stehe hier mit einer Leinwand auf Keilrahmen hinter der Dorfpolizei am französischen Arsch der Welt und fühle mich verfolgt von einem schwarzen Mercedes. Mila scheint das alles nichts auszumachen. Sie lehnt an der Hauswand, als ginge gleich der Meditationskurs los, und fängt an zu kichern, als hätte sie was geraucht.

„Hey.“ Ich schüttele sie zaghaft, damit sie wieder in Kontakt mit der Realität kommt. „Was machen wir jetzt.“

Statt zu antworten, prustet sie los.

Ich starre sie an, ohne Worte, und warte, bis der Anfall nachlässt. Nicht einmal ein Hund fängt an zu bellen, egal was für einen Krach wir hier machen.

„Wir müssen uns verstecken. Lass uns den nächsten Feldweg nehmen, weg von der Straße, und dann irgendwo anhalten, bis es hell wird.“

„Okay.“ Sie sagt das, als hätte ich ihr Popcorn angeboten. Dabei geht es um Leben oder Tod. Immerhin begleitet sie mich zum Mofa und schafft es gleich beim ersten Mal, das Ding in Fahrt zu bringen.

Ich steige auf und klemme wie vorhin das Bild zwischen uns. Das läuft inzwischen wie einstudiert. Bei der ersten Möglichkeit biegt Mila links ab und wir fahren auf einer kleinen Straße am letzten Haus vorbei. Ein paar Landmaschinen, wahrscheinlich genau so rostig wie das Mofa, starren uns aus der Dunkelheit heraus müde an und keiner ist da, der uns fragen würde, was wir hier eigentlich machen.

Die kleine Straße ist wieder verdammt holprig, und ich muss mich eng an Mila klammern, die rücksichtslos weiter brettet, als mache ihr das Spaß.

Nach ein paar Minuten biegt Mila so plötzlich von der Straße ab, dass ich beinahe herunter rutsche; ich fange mich gerade noch ab und habe das Gefühl, mitten durch ein Feld zu brausen, weil links und rechts neben uns etwas Hohes wächst. Tatsächlich ist das ein Weg,

zwei Streifen sind so glatt abgefahren, dass wir ohne weiteres vorankommen, dazwischen wuchert das Gras.

Dann wird Mila immer langsamer. Wahrscheinlich hört der Weg einfach auf und wir sind mitten im Feld in einer Sackgasse im Nichts.

Erst als wir ein paar Meter vor dem Ding zum Stehen kommen, sehe ich die Scheune auch. Bretterwände, davor eine Menge Gerümpel, gestapeltes Holz, leere Kisten, Plastiksäcke, Töpfe in verschiedenster Größe und ein Haufen Paletten. Mila hält das Mofa und ich gehe zu dem großen Tor mit zwei Flügeln, die man bestimmt aufschieben könnte, wenn es diesen Riegel mit dem Vorhängeschloss nicht gäbe. Mist! Ich gehe um die Scheune herum auf die Seite und finde dort tatsächlich eine Türe, mit Klinke. Wahrscheinlich ist die auch verschlossen.

Ich zögere einen Moment und klopfe. Mila findet das total witzig - natürlich meldet sich keiner und sagt „herein“ oder so. Also gut! Ich drücke die Klinke.

Die Tür ist offen.

Okay.

Natürlich ist es komplett finster da drin und erst als Mila das Mofa geparkt und ihr Handy herausgeholt hat, tapsen wir hinein. Wenn wir uns nicht verstecken müssten, wäre es sowieso viel schöner, draußen in der Sommernacht zu bleiben. Hier drin steht die Luft; immerhin ist es ein würziger Geruch, wir haben Glück, anscheinend wird in der Scheune Heu gelagert. Ich bemerke, dass ich immer noch das Bild an mich gedrückt halte, und stelle es einfach neben die Tür.

„Lass uns das Mofa rein holen“, schlage ich vor und komme mir extrem schlau vor.

„Okay, James“, kichert Mila blöd. Ich weiß auch nicht, was hier immer so witzig sein soll. So komisch finde ich es gar nicht, vor der Kunst-Mafia auf der Flucht zu sein.

Mila versucht zu leuchten, ich hieve die Räder über die Schwelle und mache dann die Tür zu.

Aufatmen.

Wir wagen uns noch ein bisschen vor, auf der Suche nach einem guten Platz. Ich prüfe bei jedem Schritt, ob der Boden hält, es könnte ja eine Falltüre geben, mit der ein pädophiler Bauer seine Beute einfängt. Oder einen vergessenen Keller. Wenn irgendwann im nächsten Winter jemand vorbei käme, würde er nur noch das finden, was die Ratten von uns übrig gelassen hätten. Tatsächlich stoßen wir auf keine Falltür und kein Loch im Boden, aber es gibt jede Menge Heu.

„Komm, wir machen es uns gemütlich.“ Mila schaufelt ein Lager und streut noch ein bisschen Heu um uns herum. Dann lässt sie sich auf den Boden fallen und zieht mich mit hinunter.

Im nächsten Moment wird es komplett dunkel.

Ich zucke zusammen und versuche tief durchzuatmen. Da liegen wir jetzt und warten auf den Morgen, ohne zu wissen, was dann kommt.

„Ich spar mal lieber ein bisschen Akku.“ Ich nicke zu Milas Erklärung, aber Mila kann das ja nicht sehen. Wir liegen im Heu und ich frage mich, ob Mila hören kann, wie laut mein Herz klopft.

„Was denkst du?“

Ich zögere. Es ist nicht so leicht, das zuzugeben. „Hast du keine Angst?“

Statt zu antworten, rückt sie noch ein bisschen näher und legt den Kopf an meine Schulter.

„Ich meine, was machen wir hier? Vielleicht finden sie uns heute nicht, okay, aber was ist morgen? Was sind das überhaupt für Typen? Garantiert dealen sie mit den Bildern und Alex ist ihnen eine Lieferung schuldig oder so. Aber würden sie dafür auch ... einen Mord begehen?“ Es kommt mir selbst völlig absurd vor. Dies ist kein Computerspiel, dies ist die Wirklichkeit. „Was wollen wir der Polizei überhaupt erzählen? Wir haben ein Bild, das aussieht, wie von Modigliani gemalt. Na und? Das ist nicht verboten, oder? Wenn das wirklich so fiese Typen sind, dann finden sie uns auch später noch. Die Polizei wird uns ja wohl kaum in ein Zeugenschutzprogramm aufnehmen und mit falscher Identität irgendwo auf Helgoland oder Korsika verstecken.“

Das sind eine Menge Fragen, finde ich. Mila antwortet nicht. Sie nimmt einfach meine Hand und streichelt sie ein bisschen und hält sie dann fest.

„Früher hatte ich oft Angst“, sagt sie schließlich, „immer wieder. Komisch, es war nicht so was Typisches, dass ich Schiss gehabt hätte, überfallen zu werden, oder Angst vor dem Sterben oder so.“ Sie macht eine Pause und ich frage mich, was das dann für eine Angst gewesen sein könnte. „Kennst du das auch? Ich habe immer Angst gehabt, dass die ganze Welt gar nicht echt ist, dass alle Leute nur Roboter sind oder so was, ein einziger Fake. Und ich die Einzige bin, die wirklich lebt.“

„Aber was ergäbe das für einen Sinn?“

„Das ist ja das Schlimme. Das wäre völlig sinnlos. Dann wäre alles völlig sinnlos. Wenn die anderen gar nicht wirklich sind, wenn es nichts Echtes gäbe, dann würde ich immer nur mit mir selbst reden. Die Gefühle wären auch sinnlos. Alles falsch.“

„Glaubst du das immer noch?“ Ich muss lachen. „Wer hätte denn dann die ganzen Roboter gemacht. Und das alles extra nur für dich?“

„Lach nur! Ich fand das gar nicht lustig. Ich hatte einfach nur Angst und konnte ja mit niemandem darüber sprechen. So toll ist das nicht.“

Ich drücke ihre Hand. „Sorry. Kennst du diesen alten Film, bei dem der Typ irgendwann rauskriegt, dass sein ganzes Leben nur eine Reality-Show ist. Alles um ihn herum ist künstlich so angelegt, dass er dort bleibt, auf einer Insel, und alle anderen Menschen sind Schauspieler, die überall Kameras tragen.“

„*Die Truman-Show*. Kenne ich. Was glaubst du, wie sich das anfühlt, wenn du rauskriegst, dass du eigentlich in einem riesigen Käfig lebst, wie im Zoo, und nur dazu da bist, dass die Leute ihren Spaß dabei haben, wenn sie dir zuschauen? „Ach, kuck mal, ist er nicht witzig. Geht immer zur Arbeit und denkt, das sei wichtig. Hoppla, jetzt hat er sich sogar verliebt ...“ Und das alles geschieht bloß aus dem Grund, dass es gefilmt und live übertragen werden kann.“

„Ich hatte immer Angst vor Einbrechern“, sage ich, um Mila auf andere Gedanken zu bringen. „Abends, vor dem Einschlafen. Ich wollte immer, dass meine Eltern nicht so früh ins Bett gehen. Solange sie im Wohnzimmer waren, habe ich mich sicher gefühlt. Richtig super fand ich, wenn wir Gäste hatten. Dann blieben meine Eltern immer viel länger wach. Wenn sie schon im Bett waren und das Wohnzimmer war leer, konnte ich nicht einschlafen und hatte Schiss. Dass jemand über den Balkon kommen könnte und die Tür aufbrechen. Oder das Fenster aufschneiden. Ich habe mal im Fernsehen gesehen, dass es da so leise Methoden gibt. Das fand ich schrecklich.“

Mila sagt nichts, aber sie hält meine Hand und streichelt meine Finger ein bisschen. Das ist schön.

„Ich glaube, die Angst haben viele“, sagt sie irgendwann.

„Kann schon sein. Aber wenn du Angst hast, hilft es dir auch nicht, dass andere auch Angst haben. Obwohl - vielleicht ein bisschen“, gebe ich zu.

„Und was ist deine Angst. Die du ganz alleine hast?“

Zum Glück sieht Mila nicht, dass ich jetzt garantiert extrem rot werde. Ich hoffe mal, sie hat die Frage schon wieder vergessen.

„Deine Hand ist ganz feucht“, flüstert sie mir ins Ohr.

Ich ziehe sie weg und reibe meine Hand an meiner Hose trocken. An Dadas Hose. Nicht zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass Mila mich durchschaut. Ich weiß nicht, ob ich

dieses Gefühl mag. Wenn es nicht Mila wäre, würde ich es definitiv hassen. Bei ihr bin ich mir nicht sicher. Wenn ich mit Mila rede, fühle ich mich komplett durchsichtig wie eine Handtasche beim Sicherheitscheck am Flughafen und fürchte, ich kann ihr nichts vormachen. Andererseits weiß ich genau, dass alles, was ich erzähle, bei ihr gut aufgehoben ist. Dass sie es niemandem verraten wird oder mir blöd damit kommt. Was soll's! „Also gut, Frau Doktor“, sage ich, „aber du musst mir versprechen, dass du das keinem Menschen erzählst.“

„Versprochen“, kichert sie. „So schlimm?“

„Und wehe, du lachst mich aus.“ Mila verstummt sofort. Okay. „Ich hatte noch eine Angst. Bis vor kurzem.“

„Ich lach nicht mehr“, verspricht sie.

„Ich dachte, ich hätte so eine ... komische Krankheit.“

„Was für eine Krankheit?“

Das ist es ja gerade. Ich habe das noch nie jemandem erzählt. „Ach, ich weiß auch nicht.“

„Du musst es nicht erzählen.“ Wenn Mila so etwas sagt, klingt es gar nicht so phrasenhaft, sondern einfach nur ehrlich.

„Also gut, aber du darfst es wirklich niemandem weiter erzählen.“

„Ich schwör, Alter, bei meiner Mutter!“ Das sollte sie besser lassen. Rapper imitieren kann sie nicht besonders gut.

„Ich habe immer gedacht, ich hätte eine schlimme Krankheit. So was Ansteckendes. Weiß nicht, was. Jedenfalls ist da so eine Stelle an ...“ - ich verdopple meine Redegeschwindigkeit - „an meinem Penis. Die Haut sieht so komisch aus, jedenfalls nicht normal. Und ich dachte, das sei eben so eine Krankheit, eine ... Geschlechtskrankheit. Von der man früher oder später stirbt. Und wegen der man auf keinen Fall Sex haben kann. Und so weiter. Keine Kinder haben wird und, und, und ...“

Jetzt ist es raus.

„Aua!“, sagt Mila mitfühlend.

„Dabei stimmt das natürlich gar nicht!“, sage ich erleichtert. Ich finde, ich kann schon ziemlich lässig darüber reden.

„Und seit wann weißt du das?“

„Seit fünf Wochen!“

„Was?“, lacht Mila laut heraus.

Ich wusste es. Sie lacht mich aus.

„Ich meine, entschuldige bitte, ich wollte dich nicht auslachen, es ist nur, du hast also bis vor fünf Wochen geglaubt, du hättest eine schlimme, ansteckende Krankheit, und warst aber nie damit beim Arzt oder so?“

„Hab mich nicht getraut.“

„Und wie konntest du dann mit Rebekka schlafen?“

Ich gebe keine Antwort. Es dauert eine Weile, bis Mila kapiert. „Scheiße, ihr habt ja gar nicht ...“

„Nö.“

„Es tut mir leid.“ Mila kuschelt sich an mich. „Das war total idiotisch von mir.“

„Macht nichts.“

„Und wie hast du dann endlich herausgefunden, was mit dir los ist?“

Das ist eine gute Frage. „Ich hatte ein paar Pickel und so und meine Mutter hat mich zum Hautarzt geschickt. Und als ich schon mal da war und schon das Rezept für die Salbe hatte, da habe ich allen Mut zusammengenommen und bis siebzehn gezählt und ihn gefragt.“

„Bis siebzehn?“

„Ja, das mache ich immer so, wenn ich etwas tun will und Schiss davor habe. Wenn man mal angefangen hat zu zählen, hat man sich schon entschieden, es auch zu tun. Meist muss ich gar nicht bis siebzehn zählen.“ Ich verrate nicht, dass ich in diesem Fall schon bei fünfunddreißig war und erst mit der entscheidenden Frage herausgerückt bin, als der Arzt mich schon hinausschicken wollte. Plötzlich war mir alles egal und ich wollte es endlich hinter mir haben, stammelte etwas von einem kleinen Problem, musste meine Hose runter ziehen und ihm meinen Schwanz zeigen, was extrem merkwürdig war, aber er schaute nur kurz drauf, sagte irgendetwas Sachliches, so ein Arzt-Ding, und meinte, das sei nicht weiter schlimm. Noch nicht einmal eine Salbe hat er mir dafür verschrieben. Einfach so, eine Verhärtung, das kommt oft vor, kein Problem. Und ich konnte das gar nicht glauben und bin da raus spaziert und auf die Straße und dann kam mit einem Mal diese Erkenntnis bei mir durch, dass ich mir jahrelang umsonst Sorgen gemacht habe und jetzt plötzlich frei bin und alles machen kann. Man hätte meinen können, dass ich angefangen hätte zu singen oder so, aber in Wahrheit war ich völlig leer, ich bin herumspaziert wie ein Zombie nach Sonnenaufgang und konnte nichts denken, gar nichts.

„Und du bist nicht krank?“

„Nö. Das ist nur so eine Verhärtung, sagt der Arzt. Alles normal.“

„Mann, Mann, du bist vielleicht schräg drauf. Wieso bist du nicht längst mal da hin?“

„Weiß nicht. Lieber keine Nachricht als eine schlechte. Vielleicht.“ In Wahrheit weiß ich es wirklich nicht, keine Ahnung. Ich verstehe es ja selbst nicht, denn es ist nur idiotisch, komplett und vollkommen idiotisch. Die Ungewissheit ist ja viel quälender als eine schlimme Diagnose, sollte man meinen.

„Und jetzt ist alles gut?“

„Jep.“

Statt zu antworten, küsst sie mich auf die Backe. Mila hat wirklich eine Art, mir alle Angst zu nehmen. Es ist ein zärtlicher Kuss, aber nur ein kleiner, dann ist es schon vorbei. Schade eigentlich.

„Eins, zwei, drei ...“ Wieso fängt sie jetzt an zu zählen? Sie hört nicht auf und zählt weiter.

„Siebzehn.“

„Hä?“, sage ich.

„Hast du nicht gesagt, du zählst bis siebzehn. Weil du dich dann alles traust. Weil du dich schon entschieden hast, dich zu trauen, wenn du angefangen hast zu zählen?“

„Stimmt. Wieso?“

„Funktioniert bei mir nicht.“

„Was ist es denn, was du dich nicht traust?“

„Kann ich dir nicht sagen.“

„Ich soll dir immer alles verraten, und du erzählst mir nicht einmal, warum du hier meine unfehlbare Methode geklaut und ruiniert hast.“

„Das ist eben so.“

„Ich glaube, dann muss ich dich ein bisschen foltern, damit du gestehst“, sage ich und werfe mich auf sie, um sie zu kitzeln. Das könnte nicht besser klappen. Mädchen! Kaum dass ich sie irgendwo berühre, fängt Mila an wie irre zu kichern und zu prusten. Na warte!

„Aufhören!“, keucht sie und schnappt nach Luft.

„Gestehst du?“ Sie versucht mich mit Händen und Füßen davon abzuhalten, unter ihre Achseln oder an ihre Rippen zu kommen. Ich bin aber stärker. Ihr Pech. „Sag: Gnade!“

Stattdessen wiehert sie los, als hätte sie zu viel Heu gefressen. „Gnade?“, wiederhole ich noch einmal und breche den letzten Rest ihres Widerstands.

„Gnade“, japst sie. „Ich gestehe alles.“

Sofort höre ich auf.

Mila keucht und pustet und kichert. Mit einem Schlag ist sie still.

„Siebzehn“, sage ich. „Du bist dran!“

Ich höre, wie sie Luft holt und etwas sagt. Ich kann es nur nicht glauben. Und doch bin ich ganz sicher, dass sie es gesagt hat, weil die Wände plötzlich anfangen zu zittern.

„Willst du mit mir schlafen?“

„Äh“, bringe ich heraus. „Ehm.“

„Du musst nicht. War nur so eine Idee.“ Ihre Stimme klingt traurig und ich habe Angst, tierische Angst, sie könnte sagen, es sei nicht so gemeint gewesen und sie habe nur einen Witz gemacht oder so. Was man so sagt, wenn man aus einer peinlichen Situation irgendwie wieder heraus kommen möchte. Ich muss jetzt unbedingt etwas antworten, das uns wieder zurück bringt in diese Stimmung von grade eben, diese Stimmung, in der alles möglich ist, weil sowieso alles egal ist, in der man das Gefühl hat, alles zu können, einfach nur so, weil nichts dagegen spricht und niemand und nichts einen aufhält.

Und dann bringe ich einen dieser Sätze, von denen man hinterher nicht mehr weiß, wie man jemals auf so eine grandiose Idee kommen konnte.

„Ich hätte hier noch Dadas Gummi“, sage ich und fühle in der Tasche die Plastikverpackung.

Mila prustet wieder los, als hätte ich noch mal angefangen, sie zu kitzeln. Wieso lacht sie jetzt?

„Das ist ja praktisch“, keucht sie. „Wär doch schade, wenn du es umsonst mitgenommen hättest.“ War das jetzt sarkastisch gemeint?

„Nein, ich meine, ach egal, weißt du, ich ...“ Ich drehe mich zu Mila und von dem Augenblick an höre ich auf, an Rebekka zu denken, an die Typen und an Alex und bin nur noch da bei Mila und ziehe sie an mich und küsse sie und sie küsst mich und diesmal ist es nicht bloß zärtlich und vorsichtig, sondern auch richtig wild und heftig und ich drücke sie so fest an mich, dass ich sie überall spüren kann und sie mich und das bedeutet, dass sie auch genau spüren kann, wie scharf ich auf sie bin, was mir in dem Moment aber ungelogen kein bisschen peinlich ist, und dann fängt sie an, mich zu streicheln, und fährt mit ihren Händen unter mein T-Shirt und den Rücken herunter und ich mache dasselbe und spüre ihre Haut und mir wird immer heißer, als ich ihren Rücken streichle, bis sie mich noch einmal heftig küsst und dann „warte“ sagt und sich ihr T-Shirt auszieht und auch noch den BH, und darum streife ich auch schnell mein T-Shirt ab und dann nimmt sie meine Hände und legt sie auf ihre Brüste und ich spüre, wie fest die Spitzen sich anfühlen und ich streichle sie ein bisschen überall und es fühlt sich so gut an und absolut richtig, aber ich will mich auch wieder an sie drücken und sie küssen und das alles

gleichzeitig. Und dann schiebt sie ihre Hand ganz langsam über meinen Bauch und spielt mit ihrer Zunge in meinem Mund und schiebt die Hand immer weiter nach unten und mein Herz klopft sich in meinen Hals und hüpfert gleich irgendwo aus mir heraus. Ich will sie unbedingt überall berühren und streicheln und versuche auch, meine Hand in ihre Hose zu schieben, obwohl die zu eng dafür ist, bis sie den Knopf und den Reißverschluss aufmacht und meine Hand hinein gleiten kann. Durch den Stoff kann ich meine Hand kaum bewegen, meine Finger können sich nur langsam vorfühlen und es ist warm dort und ein bisschen feucht und klebrig und weich, und während meine Finger sich weiter vortasten, fängt sie an, beim Atmen zu summen, als hätte ich eine Stelle berührt, die dieses Geräusch macht. Ich habe noch nie etwas Schöneres gefühlt, auch wenn ich gar nicht genau sagen kann, was es ist. Mit dem, was neulich Teresa mit mir gemacht hat, kann man das überhaupt nicht vergleichen. Und auch nicht mit dem, was ich mit Rebekka schon erlebt habe. Verdammt! An Rebekka will ich gerade überhaupt nicht denken! Ich will gar nichts denken, nur mehr davon spüren, was Mila mit mir macht. Verrückt, wo man Herzklopfen überall spüren kann! Jetzt richtet sie sich auf und ganz kurz erschrecke ich, weil ich denke, sie hat genug von mir, aber zum Glück - pocht es in meinem Hals, in meinen Fingerspitzen und tief in mir drin, weit hinter meinen Augen - zum Glück ist es das nicht, im Gegenteil, sie hat sich aufgerichtet, um sich vollends auszuziehen. Mann, wieso ist es so dunkel, dass ich nichts erkennen kann? Das ist verdammt tragisch, ich würde so was von gerne Mila nackt sehen, aber es heißt ja, dass die anderen Sinne um so wacher sind, wenn einer ausfällt. Und meine Sinne sind so wach, als hätte ich was geschluckt. Ich fühle Mila und ich rieche Mila und ich höre sie. Und ich küsse sie und strample gleichzeitig auch die Shorts und meine Unterhose herunter und krame dann das Kondom aus der Hosentasche, reiße die Verpackung auf und versuche es überzuziehen. Weil das Date mit Rebekka anstand - nein, ich will nicht an Rebekka denken! - habe ich das ein paarmal zuhause geübt, um nicht wie der letzte Depp dazustehen, und das kommt mir jetzt hier zugute. Entgegen aller Wahrscheinlichkeiten, trotz meiner Führungsposition in diversen Trottel-Statistiken klappt es, wie es soll. Mila legt sich auf den Rücken und zieht mich wieder zu sich und so finden wir uns und es ist der absolute Wahnsinn, man kann das mit nichts, überhaupt gar nichts vergleichen, weil es einfach so schön ist. Sie brummt schon wieder so süß wie vorhin und ich spüre ihre Haut mit meiner, von oben bis unten, und klammere mich ganz fest an sie und küsse dabei ihren Hals und wir bewegen uns

miteinander, bis ich merke, wie mich dieses Gefühl so sehr reizt, dass ich mich nicht länger beherrschen kann - und dann ist es vorbei.

Oh! Ein dermaßen wohligen Gefühl breitet sich in mir aus, dass ich anfangen könnte zu singen, und zugleich denke ich, dass es viel zu schnell ging und Mila wahrscheinlich lange nicht so viel Spaß gemacht hat wie mir, weil ich mich so schlecht beherrschen konnte. Sie summt auch nicht mehr. Schade! Da war aber echt nichts zu machen; in dem Moment war es nicht mehr aufzuhalten und ich musste es einfach genießen. - Um ein guter Liebhaber zu werden, sollte ich wohl noch mächtig viel üben. Ich werde Mila fragen, ob sie Lust darauf hat, denke ich und atme den Duft ihrer Haut ein, meine Nase an ihrem Hals und meine Hand auf ihrem Bauch, und streichle sie noch ein bisschen, immer langsamer, bis meine Hand liegen bleibt, weil ich viel zu müde werde und schon so gut wie eingeschlafen bin.